

# Die Zukunft des Christentums in Europa

Ist das „christliche Abendland“ bald Geschichte? Warum Religion weiterhin eine Rolle spielen wird – und sich trotzdem vieles ändert. **VON MARIANO DELGADO**

Im Jahre 2000 entfachte der deutsche Philosoph Herbert Schnädelbach mit seiner radikalen Christentumskritik in der Wochenzeitung „Die Zeit“ („Der Fluch des Christentums. Die sieben Geburtsfehler einer alt gewordenen Weltreligion. Eine kulturelle Bilanz nach zweitausend Jahren“) eine lebhaft kontroverse. Seine These ist, „dass das verfasste Christentum in der modernen Welt sein tatsächliches Ende längst hinter sich hat, aber ohne dies bemerkt zu haben ... In Wahrheit haben die Kirchen nichts spezifisch Christliches mehr zu sagen. Das Christentum hat unsere Kultur auch positiv geprägt, das ist wahr, wenn auch seine kulturelle Gesamtbilanz insgesamt verheerend ausfällt; seine positiv prägenden Kräfte haben sich erschöpft oder sind übergegangen in die Energien eines profanen Humanismus.“ Der letzte Dienst des Christentums an die Menschheit wäre sein Verlöschen. Nur so „könne sich der Fluch des Christentums doch noch in Segen verwandeln“. Schnädelbachs Prognose für die Zukunft des Christentums – das Syndrom einer Beerbung seiner positiven Kräfte durch den säkularen Humanismus – konkurriert mit anderen.

Die Kulturpessimisten haben eher das „Fahrenheit 451“-Syndrom. Im Kultfilm, den François Truffaut 1966 nach dem gleichnamigen Roman von Ray Bradbury drehte, fliehen einige um unsere Kultur besorgte Bürger in die Wälder, dem Beispiel des aufrechten Feuerwehrmanns Guy Montag folgend, und versuchen, ein Buch auswendig zu lernen, um es der nächsten Generation zu überliefern. Wir stünden nun, so die Kulturpessimisten, erneut vor einer „Invasion der Barbaren“, die unsere politischen und religiösen Eliten nicht einmal als solche erkennen, aber zum Untergang unserer Religion und Kultur führen werde, wenn wir nicht den Mut Montags haben, wie einst die Mönche nach der Völkerwanderung.

Aber steht es heute um das Christentum wirklich so schlecht bestellt? Sind die Sorgen berechtigt, wonach sich Europa durch den Aufstieg des Islam in „Eurabien“ verwandeln und das Christentum nur noch die Rolle einer Minderheit ohne Einfluss auf den öffentlichen Raum in Politik, Kultur und Gesellschaft haben wird? Wohl nur in dem Sinne, dass ein Islam ohne Inkulturation in der „Eurosäkularität“ (Peter L. Berger) eine ernsthafte Gefahr für unsere Kultur und Lebensart darstellt. Aber eine kritische Auseinandersetzung mit der Moderne nach dem Prinzip von Anpassung und Widerspruch, wie sie etwa die Katholische Kirche mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil geleistet hat (wer hätte vor 100 Jahren daran gedacht?), ist auch dem europäischen Islam zu konzedieren. Zudem können wir aus demographischen Studien entnehmen, dass die Geburtenrate der eingewanderten Muslime sich den normalen Standards ihrer Umgebung anpasst, so dass ihre Zahl in Westeuropa um 2050 ca. 25 Millionen betragen wird. Von einer Islamisierung Europas kann also nicht die Rede sein, und von einer Verdrängung der Christen zur kleinmütigen Herde auch nicht: denn die Präsenz des Islam führt nicht zuletzt dazu, dass viele säkularisierte Europäer sich ihrer vergessenen christlichen Tradition verstärkt zuwenden werden.

Verwandt damit ist das „Oh, wie schön ist Panama“-Syndrom. Als meine Töchter im Kindergarten waren, gehörte es zu meinen väterlichen Aufgaben, ihnen abends dieses Buch von Janosch vorzulesen. Die zwei Freunde Tiger und Bär fischen eine leere Holzkiste mit der Aufschrift „Panama“ aus dem Fluss in der Nähe ihres Zuhauses. Der Tiger ist neugierig und will nun alles von diesem Panama wissen. Der Bär erzählt ihm phantasievoll, dass Panama ein wunderbarer Ort sei. Dort soll alles grösser und schöner sein als zu Hause. Am nächsten Tag machen sich die beiden mit ihren Siebensachen auf den Weg nach Panama. Während ihrer Reise treffen sie auf die verschiedensten Tiere, die ihnen angeblich den Weg zeigen, obwohl sie gar nicht wissen, wo Panama tatsächlich liegt. Schliesslich kommen sie nach langer Zeit wieder in ihrem Zuhause an und wissen diesen Ort erst jetzt recht zu schätzen.

Viele Christen werden angesichts des religiösen Pluralismus eine ähnliche Erfahrung gemacht haben. Die Konkurrenz der Religionen führt uns vor Augen, dass es nicht selbstverständlich ist, von der Wiege bis zur Bahre Christ zu sein; vielmehr sind wir angesichts des religiösen Marktes dem „Zwang zur Häresie“ (Peter L. Berger), d.h. der Auswahl (Häresie auf Griechisch), ausgesetzt. Christen sollten den religiösen Pluralismus nicht als Gefahr sehen, sondern als Chance, sich der „kostbaren Perle“, die ihnen anvertraut wurde, bewusster zu werden, d.h. sich der Nachfolge des „gütigen und von Herzen demütigen“ Jesus verstärkt hinzuwenden (11,29).

Religiöse und kulturelle Identitäten werden im 21. Jahrhundert weiterhin relevant bleiben. Das ist die wichtigste Lehre aus dem „Clash of civilisations“ von Samuel P. Huntington. Das Christentum Europas wird künftig nicht die staatstragende Rolle der Nachkriegszeit spielen, aber weiterhin zwischen 50 und 60 % der Bevölkerung ausmachen. Und es wird pluriformer sein: Traditionelle Formen in den historischen Großkirchen werden an Bedeutung verlieren, und neue Formen werden entstehen. Vorboten dazu sind die Freikirchen im Protestantismus oder die geistlichen Erneuerungsbebewegungen und die kleinen kirchlichen Gemeinschaften im Katholizismus, die sich wie in der Antike auch in der Nachbarschaft bilden sollten (wozu das mutige Nachdenken über neue kirchliche Ämter und Pfarrestrukturen nötig ist).

Nach dem irenischen Prinzip der Enzyklika *Redemptoris missio* von Papst Johannes Paul II. („Die Kirche schlägt vor, sie drängt nichts auf“) werden Christen und Christinnen im 21. Jh. dazu beitragen können, dass Europa unter den Bedingungen der Moderne christlich geprägt bleibt. Sie werden es am ehesten erreichen können, indem sie in ihrem Leben das Gesicht des Gottes zeigen, an den sie glauben: des Gottes, der Gleichheit und Freiheit für alle will, sich der Armen und Schwachen, der Witwen und Waisen, des Fremden

ohne Ansehen der Person annimmt und so eine Kultur der universalen Barmherzigkeit und Kompassion ermöglicht hat. Ohne diese „christlichen“ Züge, die Griechen, Römer und „Barbaren“ nicht kannten: könnten wir heute noch wirklich „Europäer“ sein?

Mit dem Text *Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein* stellten die deutschen Bischöfe zu Beginn des Jahrhunderts eine treffende Diagnose der heutigen Situation des Christentums auf: „Wir treten jetzt in eine Zeit ein, in der christlicher Glaube missionarisch-evangelisierend in der Generationenabfolge weitergegeben werden muss. Damit nähern wir uns – freilich in einem völlig anderen gesellschaftlichen Umfeld – in bemerkenswerter Weise wieder der Situation des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten seines Bestehens an. [...] Angesichts der ‚Fremdheit‘ des Christlichen in einer religionsgesättigten Welt der Spätantike – übrigens eine interessante Parallele zum heutigen ‚Religionsboom‘ in einer nachchristlichen Gesellschaft – waren die Interessierten immer wieder neu herausgefordert, sich bewusst für den ‚Mehrwert‘ des Christlichen zu entscheiden“. Und dies geschah vor allem dank der drei Ursprungsmerkmale des Christentums, die seine Ausbreitung begünstigten, weil sie diesen „Mehrwert“ deutlich zeigten: Sein egalitärer Universalismus mit dem neuen Volk-Gottes-Begriff, in dem es nicht mehr „Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau“ gibt, „denn ihr alle seid einer in Christus Jesus“ (*Gal* 3,28). Seine Translations- und Inkulturationsfähigkeit, weil die Verkündigung in der Sprache und den Denkformen der Adressaten stattfand. Und schliesslich und vor allem seine gelebte neue Moral mit der Einheit von Glauben und Leben und der Kultur der Barmherzigkeit im Zentrum.

Die Bischöfe hatten auch die richtige Therapie. Sie sprachen davon, dass sich die Pastoral in Zukunft sich wohl nach dem genannten Wandel entwickeln werde. Und sie luden – übrigens ähnlich wie Papst Franziskus heute – zur erneuten missionarischen Aussaat ein, wozu zunächst und vor allem im Sinne einer Selbst-evangelisierung die Wiederentdeckung der Freude der Nachfolge Jesu gehört. Was ist daraus geworden?

Christen und Christinnen sollten heute auch im Bereich des Politischen für den christlichen „Mehrwert“ klug und mutig eintreten. Das Christentum enthält kein konkretes politisches Programm. Die Bergpredigt ist vielmehr ein Appell an die „größere Gerechtigkeit“ (*Mt* 5,30), zu der diejenigen berufen sind, die den Weg der „Vollkommenheit“ in der Nachfolge Jesu gehen wollen (5,48). Die Politik ist aber nach einem bekannten Diktum Bismarcks die Kunst des Möglichen, nicht des Vollkommenen. Das kluge, kompromissbereite Abwägen angesichts der gegebenen Möglichkeiten zur Gestaltung des Allgemeinwohls gehört wesentlich dazu. Nun, dass die Grenzen des Möglichen nicht nur durch dessen Machbarkeit – wie manche in den bioethischen Fragen auch meinen und dabei die „Ökologie des Menschen“ vergessen, die Benedikt XVI. in seiner Bundestagsrede 2011 anmahnte – markiert sind, sondern auch durch Moral und Gewissen und die Sorge um ein menschenwürdiges Leben „für alle“ ohne Ansehen der Person, ist das unterscheidend Christliche in der Politik. Christlich geprägte Politiker wären gut beraten, in der Wertedebatte Farbe zu bekennen; denn die Bruchlinien heutiger Politik sind eher darin als in anderen Fragen zu erkennen. **GLG**

**MARIANO DELGADO** ist Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg und derzeit dort Dekan. Er ist auch Dekan der Klasse VII (Weltreligionen) der „Europäischen Akademie der Wissenschaften und der Künste“ (Salzburg).

**Religiöse Identitäten werden auch im 21. Jahrhundert relevant bleiben.**